

Schnut — Eine Geschichte aus der Steinzeit

Ottomar Enking. Illustriert von Fritz Koch-Gotha

(2. Fortsetzung)

In die Hütte der Gottesdienerin zu treten, war keinem männlichen Geschöpf erlaubt, und so saßen Herthastochter und Schnut oft draußen davor. Godefriu trug ihren Kuchen und Meth heraus, und eine Fülle von Fragen brach aus dem jungen Menschen, ein geradezu schmerzliches Erfahrenswollen, ein Durst, den Dingen und Erscheinungen in die Tiefe zu dringen, sich selber klar zu werden und nicht nur zu empfinden, sondern beurteilen zu können, wie alles hier unten auf Erden zu der Gottheit stand.

Ein ewiges Warum klang von seinen Lippen. „Herthastochter, sag' doch: warum gibt es Wasser und Land? Warum haben die einen Tiere Flügel und die anderen nicht? Warum fallen die Sterne nicht herab, und warum kommt die Sonne immer wieder hoch, wenn sie doch niedergegangen ist?“

Das waren ungestüme Fragen, auf die auch Herthastochter keine Antwort wußte, aber sie konnte dies leidenschaftliche Forschen, wenn auch nicht stillen, so doch in andere Bahnen lenken, wo es etwas Ruhe und Genüge fand.

Sie sprach von den Kräften der Natur, von denen jede einzelne ihre bestimmte Form annahm; es war der einen Kraft unmöglich, ebenso zu erscheinen wie der anderen. Da herrschte ein Gesetz der Notwendigkeit, das von der Allmutter für alle Zeit gegeben war.

Ihr Schöpferwille war in jedem Kräutchen und in jedem Niesenbaum enthalten, durchdrang alles, was da lebte, befruchtete die Erde, wirkte im kleinsten Korn und auch im wilden Atem des Bären und hatte den Menschen werden lassen, damit dieser ihre Werke sah und bewunderte und sich über die niedere Kreatur erhob, weil ihm etwas vom göttlichen Adel eingeflüßt worden war, daß er bewußt erkannte, ob er recht oder unrecht tat.

Und die ihr nicht ähnlich sein wollten, die bestrafte sie, aber wer nach ihren Gesetzen lebte, durfte hoffen, daß er nach seinem Tode in ihrem Himmel sein würde, in Glanz und Pracht.

„Und ist es nun so“, fragte Schnut, „wie Lehrer Niffel sagt, daß wir schon so hoch gekommen sind wie nur möglich und daß

nichts mehr zu erfinden ist, was uns nützen kann?“

Da geschah es, daß Herthastochter die Lider sinken ließ, ihre Augen lagen tief in ihrem Angesicht, und sie beugte das Haupt zurück und bewegte die Arme seltsam zuckend, und es kam ein Raunen aus ihrem Munde, das Schnut nicht verstand. Er erschrak über ihr Aussehen und rief Godefriu herbei, die denn auch sofort der Priesterin über die Schläfe strich.

Da verschwanden die Gesichte, unter denen das junge Weib gelitten hatte und von denen sie nichts verriet.

Wie die Jahre rollen...

Aber bei alledem: Schnut war doch kein Träumer, sondern ein Jüngling, der seinen Mann stand. Keiner lief schneller als er, keiner klomm höher in die Eichen hinauf, keiner schlug den Baum mit wuchtigeren Streichen um, keiner schoß treffsicherer, und im Speerwerfen errang er immer den ersten Preis.

König Speckreeter wohnte manchmal den Übungen der Jugend bei und sprach Schnut allergnädigst seine Anerkennung aus. Er verlieh ihm auch nach einem Wettkampfe, worin Schnut besonders gut abschnitt, das kleine Amulett aus weißlichem Bernstein, das auf der Brust getragen wurde.

So vergingen die Jahre mit ihrem Sommer, wo sich alles nach Herzenslust draußen tummelte, und Nahrung reichlich zu beschaffen war, und mit ihrem Winter, wo männiglich in den Hütten hauste und Trübsal spann, denn im hohen Schnee war nicht viel Wild zu erjagen, und die See froh bis weit hinaus zu. Auf dem Binnensee lag erst recht eine starke Eisedecke, unter der die Fischwelt ein geborgenes Leben führte.

Da mußte von den Vorräten gezehrt werden, die in der guten Jahreszeit gehamstert waren. Wer schlecht gewirtschaftet hatte, der konnte nur seinen Riemen enger schnallen, denn ihm etwas vom Überfluß abzugeben, waren die andern nicht gesinnt. Man konnte nicht wissen, wie man sein bißchen noch selber gebrauchte. Herthastochter sorgte freilich für die Armen und speiste sie vom Tempel aus mit den Gaben, die ihr zugetragen waren. Für sich selber

Konnte sie all das, was in der Kammer hinter dem Götterbildnis lagerte, nicht verwenden.

So war sie die Wohltäterin des Dorfes, denn der König hatte nicht viel Lust zum Verschwenken, er sollte nur alle seine Leute mit durchbringen! So ein Hofhalt kostete eine Mangel!

Das Vieh blökte in den Hütten, die Wachen aber mußten auch in Nebel und Kälte draußen stehen, denn Einfälle des Feindes, der gar nicht fern wohnte, und vor allen Dingen der Raubtiere, waren immer zu erwarten.

Im Dorfe selbst herrschte bis auf die gebräuchlichen Kaufereien beim Methtrinken, — einem oder dem andern fuhr dabei die Art zu tief in den Schädel, so daß er seinen letzten Schluck hatte, — die wünschenswerte Verträglichkeit.

Zank wurde eigentlich nur von den Neffen des Königs verursacht, zwei unleidlichen Gecken, die glaubten, sich als Verwandte des Herrschers alles herausnehmen zu dürfen.

Mar hieß der eine, und Brecht, der Glänzende, Prachtige, war der andere benannt.

Sie handelten aber nicht so, wie sie es diesen Namen schuldig gewesen wären; sie waren Nichtsteuer, Trunkenbolde, Aufspieler, Würfelbrüder und Gewalttäter, sie ließen die Jungfern des Dorfes nie in Ruhe, man vernahm da böse Geschichten, und wenn sie nicht einen so hohen Beschützer gehabt hätten, wären sie sicherlich schon vor den Thing gefordert und zum Strick verurteilt worden.

So aber meinten sie, einen Freibrief für alle Schändlichkeiten zu besitzen, wankten oft am frühen Morgen, unflätige Lieder brüllend, von Haus zu Hause, raubten, was ihnen gefiel, schlugen die Einwohner und stachen die Kühe in das Euter.

Wohl wandten sich die Geschädigten an den König um Schadenersatz für erlittene Unbill, aber Speckfreeter, dem es sonst an Willenskraft nicht mangelte, war in diesem Punkte schwach. Die verstorbene Mutter der beiden Mangan war seine erste Liebe gewesen, er hatte sie ja nach dem Gesetz, das auch für ihn galt, nicht heimführen können, sie war einem Kleinschaberigen als Gattin gefolgt, bald mit dem Tode abgegangen und hatte auf dem letzten Lager

einen Boten an ihren königlichen Jugendfreund geschickt, er möge sich ihrer Söhne annehmen. So kamen die Knaben an Speckfreeters Hof und wurden von ihm zu Prinzen erhoben.

Nun waren diese beiden Jünglinge die Störenfriede im Dorf, prahlten groß, daß sie den Bären mit der Faust erwürgen könnten, rissen aber aus, wenn sie eine Wolfspur im Schnee erblickten.

Im übrigen ging es in dem Hagendorfe ruhig zu. König Speckfreeter regierte mit dem Wohlwollen, das ihm eigen war, wenn er von seinem Volke genug Steuern in Gestalt von saftigen Schinken und gefüllten Krügen bekam, und die Viertelsvögte hatten keine Mühe, alles in Ordnung zu halten.

Im Thing war kaum jemals über eine gemeine Lat zu Gericht zu sitzen, und wenn einer den andern im Jähzorn erschlug, nun, so zahlte er eben der geschädigten Familie willig seine Buße; da war dann kein Verbrechen begangen, das Blutrache gefordert hätte.

Es wäre vielleicht in der Siedlung ruhig so weitergegangen, aber von außen drohte Gefahr. Und das kam so: König Speckfreeter hatte bei seinem Brautzuge dem Vater seiner Erkorenen zehn Rösse und dreißig Rinder mitgebracht und fest versprochen, daß der übrige Kaufpreis für die Prinzessin gleich nach der Hochzeit bezahlt werden sollte, aber er war nicht sehr fürs Schuldenbegleichen und verzögerte deshalb die Erfüllung seines Versprechens.

König Püsterkopp wurde dringender; es half nichts. Die noch fehlenden sieben Stiere und Kühe und zwanzig Pferde wurden ihm nicht geliefert.

Da ergrimmte er in seinem Herzen, bat durch einen seiner Freunde seine Tochter, sie möge doch auf ihren Gatten einwirken, daß er seiner Pflicht nachkäme, aber als Schön-Brud versuchte, sich in die Sache einzumischen, wurde ihr bedeutet, daß sie sich nur um ihre Kinder und nicht um die Politik zu kümmern habe, und um ihr das ganz klar zu machen, versetzte ihr König Speckfreeter höchst eigenhändig ein paar gehörige Püffe. Damit war denn auch ihr Ehrgeiz, Diplomatie zu treiben, für alle Zeit gestillt, und sie beschränkte sich darauf, ihm durch ihre Holdseligkeit süße Stunden zu bereiten und ihren Kinderchen

eine Mutter zu sein, die selbst an Kindlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Als aber dann Püsterkopp zuletzt ganz grob wurde und unerbötlich die Auszahlung des vollen Brautpreises forderte, wenn er nicht das Dorf mit Krieg überziehen solle, hatte Speckfreeter nur Hohn für ihn.

Endgültig sandte Püsterkopp noch einen Herold in die Burg seines Schwiegersohnes, um zu fragen, ob er das geschuldete Vieh nun sofort schicken wollte, und da sprach König Speckfreeter, indem er sich in seiner ganzen Würde aufrichtete, das gelassene Wort:

„Er komm' und hole sie.“

Die Schlacht am Ybenwalde.

Schon zog in dicken Schwaden der Nebel durchs Gesträuch, blieb fehenweise zäh an den Zweigen hängen, die ihre braunen Blätter nur noch mühsam festhielten, und wurde dann nach einer Weile doch weitergestoßen. Das Vieh brüllte unmutig auf der Dorfweide, und sein Atem mischte sich mit dem Dunst, der vom Boden aufstieg.

Alles wollte ruhen, aber König Speckfreeters Untertanen war es nicht vergönnt, daß sie nun auch für eine Weile die Arbeit liegen lassen durften.

Was war das für ein ungewohnt lebhaftes Gepieker und Gehämmer ringsum vor den Hütten und in den Häusern selbst?

Was machten sie nur da, die Dörfler, die jetzt doch keine neuen Geräte nötig hatten?

Ja, sie gehorchten dem Befehl ihres Oberherren, der in allen Vierteln hatte verkünden lassen, daß männiglich Spitzen für Pfeile und für Lanzen und auch Beile zu fertigen und rasch in der Burg abzuliefern habe, ein jeglicher an Zahl nach der Stärke seiner Familie; wer faul war, der verfiel in Leibes- und Lebensstrafe.

Daher die besorgten Gesichter überall, denn dieses Gebot bedeutet den Krieg!

Eine Art nach der anderen wurde in den Holzloben eingelassen oder in die Astgabel geklemmt, und die Pfeilschäfte wurden geschabt, daß sie glatt waren; Haufen an Haufen lag da von dem Rüstzeuge, bis die Knaben es nach der Prüfung durch die Bogte in Bündeln zu Hofe trugen.

Die Mannschaft aber übte sich von früh bis spät im Schießen, Werfen und Hauen;

die Hörner und die Trommeln wurden probiert, und grausame Chorlieder wurden gegröhlt, denn man mußte: wer am lautesten brüllen konnte, der hatte am ersten die Aussicht, den Feind zu erschrecken und ihn schon durch seine Angst zum Weichen zu bringen.

Rundschafter durchstreiften die Gegend, es war indessen noch nichts von Püsterkopps Truppen zu bemerken. Der hatte es sicherlich nicht leicht, sein Heer ins Feld zu bringen, denn da drüben ging es ja überhaupt nicht sehr kriegerisch her, — es waren eben Kleinschaberige; was konnte man von denen erwarten?

Herthastochter opferte Tag für Tag der Göttin, damit sie den Mannen Speckfreeters günstig gesinnt werde, sie beschaute die Eingeweide der Tiere und ersah, daß beim nächsten Vollmond die beste Zeit zum Auszug sei.

Besonders glückverheißend war der Umstand, daß sich zwei große Raben auf den beiden Torpfosten des inneren Tempels niederließen. Dort saßen sie flügel-schlagend, seltsam krächzend, flogen dann auf, ganz hoch, bis sie unsichtbar wurden, und plötzlich schossen die schwarzen Vögel wieder herab und nahmen abermals ihren Platz ein. Ja, auch noch zum dritten Male taten sie das. Kein Zweifel! Die Göttin hatte sie gesandt, sie sollten ein Zeichen sein, daß das Dorf unter Herthas Schutze stand.

Der Oberpriester ordnete Herthastochter, die den Dienst nicht mehr allein versorgen konnte, zwei Gehilfen bei, hochläufige junge Asketen, die eben erst der strengen Zucht auf der Priesterschule entwachsen waren.

Sie gingen im Volke umher und hezten seinen Mut auf.

„Der Feind“, so sagten sie, „hat nicht den rechten Glauben. Das erkennt man daran, daß er seine Schaber und Messer so klein macht. Der gottwohlgefällige Mensch formt große Werkzeuge. Deshalb ist euch auch der Sieg über diesen unwürdigen Stamm bestimmt. Er muß vom Erdboden vertilgt werden.“

Und das sahen alle ein; nur der Großschaberige hatte ein Recht aufs Leben, die Kleinschaberigen waren seiner nicht wert. König Speckfreeter hatte richtig gehandelt, daß er vom Brautpreise nur einen Teil bezahlte; was er damals mitbrachte, war

wirklich genug für eine Frau aus jenem Geschlecht.

Allerdings gerieten sie bei solchen Erwägungen in einen gewissen Zwiespalt, denn immerhin war Schön-Trud ihre Königin und hatte prächtige Kinder zur Welt gebracht, von denen eines doch vermutlich dereinst den Thron besteigen würde. Aber Trud gehörte einfach schon zu den Großschaberigen und hing nicht mehr mit ihrem Ursprunge zusammen, nachdem Speckfreeter sie in seine Arme geschlossen hatte! Damit kam man über diesen Zweifel hinweg.

Der Bollmondtag erschien. Da brach die tapfere Schar auf, um die Ungläubigen für ihre Anmaßlichkeit zu züchtigen.

Geschmetter und Gedröhne im Wald, ein Rufen und Jöhohen und Hallohen, ein Gewieher der Kofse, ein Geheul der Hunde!

Befehle erschallten, und nach und nach gewann der Zug seine Ordnung.

Vorn die Trommeten und die Pauken, dann das leichte Volk der Schleuderer und der Bogenschützen, es folgten die Speerwerfer, zu denen Schnut gehörte, und hinter ihnen kamen die schweren Reiter, denn diesmal stieg der König nicht allein zu Pferde, nein, eine mächtige Schar umringte ihn, und alle hatten ihr Gesicht furchtbar rot gefärbt und den Haarschopf drohend aufgebunden, sie schwingen Schilde und Arte und mußten ihre wehlichen Tiere mit aller Gewalt bändigen, daß sie nicht in die Reihen des Fußvolkes einbrachen.

Nun die Weiber mit Stöcken und in bunte Felle eingehüllt. Sie schleppten Brote und Fleisch auf dem Rücken, und den Beschluß machten die Sklaven mit den Ersatzwaffen. Sie wurden freilich von berittenen Wachen scharf beobachtet und waren, wenn auch nur lose und so, daß sie gehen konnten, zwei zu zwei mit Basttauen an den Weinen zusammengebunden.

Die Kinder, die mitlaufen wollten, wurden von den Bogten am Ende des Zuges mit Schlägen zurückgetrieben.

An den Rändern des Weges standen Greise und Schwache und riefen den Jhri-gen Segenswünsche zu.

Auch Mutter Fürböter war da. Sie konnte nicht mit den anderen Frauen, denn sie hatte das Meissen in den Gliedern, weil

die Pötterwiekl feucht war, und außerdem sprach sie es offen aus: „Ich möchte es gar nicht sehen, wenn mein Schnut sich mit den Feinden herumschlägt. Dazu bin ich viel zu weich.“

An der Grenze des Landes, das als Dorf-gemarkung gerechnet wurde, stand Herzastochter auf einem Stein, streckte die Arme empor und murmelte ihre Zauber-sprüche. Die beiden jungen Priester taten zu ihrer Seite auf der ebenen Erde das-selbe, bis das ganze Heer im Walde ver-schwunden war.

Dann kehrten die Zurückgebliebenen ins Dorf heim, und der Tempel, auch das Allerheiligste war immer geöffnet, damit ein jeder beten und opfern konnte, wenn es ihn trieb.

Großschaberige Bundesgenossen stießen zu König Speckfreeter, und es waren schließlich an die sechshundert Mann, die da vorwärts stampften, daß der Grund er-dröhnte.

Ein paar unbedeutende, verlassene Klein-schaberdörfer wurden überrannt. Hütten flammten auf, man verstopfte die Quellen und zerstörte die Brücken. Am dritten Morgen kam man auf ein weites, ganz und gar sandiges Schwemmland, wo kaum ein Grashalm wuchs. Endlos dehnte sich die Ebene zwischen zwei Bassern, und am jenseitigen Rande stiegen ybenbestandene Hügel auf. Dort begann Wüsterkopps Reich. Ja, da lugte auch schon hie und da einer von seinen Schützen heraus. Ein Pfeil flog durch die Luft, auf die Speck-freeterschen zu, er sollte den Gegner nur reizen; zum Treffen war die Entfernung zu weit. Wollten sich die Feiglinge nicht stellen? Blieben sie in ihrem Dickicht hof-ken? Wagten sie sich nicht in eine offene Feldschlacht? Die Großschaberigen erhoben ein gewaltiges Hohngebrüll, dessen Echo vom Walde zurückschallte, das aber den Wüsterkoppem doch ganz gewiß zu Ohren gedrungen war, denn wahrhaftig! Jetzt traten etliche von ihnen aus dem schützen-den Dunkel des Gehölzes.

Von neuem traf sie eine Brüllflut, und sie verstanden, daß ihnen Drückeberegeri vor-geworfen wurde. Sie schüttelten die Fäuste, ihre Nase klangen hell, schon sah es aus, als wollten sie vorstürzen, aber mit einem Male hatte der Wald sie wieder ver-schlungen.

Nun, Speckfreeter ließ die Seinen lagern, aber in Bewaffnung verharren; ein Überfall von denen da drüben kam ja freilich nicht in Frage. Ehe die hier anlangten, war längst alles bereit, um sie nach Gebühr zu empfangen.

Rast mit grünem Lichte glänzte der Mond auf die weiße Fläche hernieder, tiefschwarz stand die Senkrechte des Hains, und rechts und links blinkten die See und das Landgewässer, die diese Halbinsel bildeten und umschlossen. Die Weiber, soweit sie nicht für die Bedienung zu sorgen hatten, schliefen dicht an dicht gelagert, auch die Sklaven durften ruhen, ihnen tat der Rücken von den Lasten weh genug.

Mitten in der Nacht aber ließ Speckfreeter aufbrechen, und im Augenblick war das Heer wieder marschfertig und rückte weiter auf der Ebene vor.

Die Schleuderer und die Bogenschützen schwärmten in breiter Front aus, die Lanzen nahmen zwischen ihnen eine geschlossene Stellung ein, die Reiter verteilten sich bis an die Ufer. So wurde der Morgen abgewartet, und als die Sonne aufging, war im Walde noch alles ruhig, als sei keine lebende Seele darin.

Späher hinzusenden war so gut wie unmöglich, denn selbst wenn sie gekrochen wären, mußten sie sichtbar sein.

Da unternahm die bewegliche Truppe einen Vorstoß. Nahe den Ufern wurden auf gut Glück Steine und Pfeile abgeschossen, die denn auch die gewünschte Wirkung hatten: der Feind kam heraus und bewies jetzt großen Ungestüm. Die Kleinschaberigen mit ihren wirren, nach allen Seiten hin abstehenden Haaren stürmten wild auf die Speckfreeterschen los, gleich war die schrecklichste Schlacht im Gange!

Mit dem Bogen ließ sich nicht mehr hantieren; auch der Speer wurde überflüssig, nur das Beil und das lange Messer nützten hier etwas.

Hieb auf Hieb, Krach auf Krach. Einzelkämpfe, zu denen sich zwei mit Schimpfreden anfeuerten, — Klumpenkämpfe, wo einer kaum noch wußte, ob er gegen den Genossen oder gegen den Feind stritt. Aufgeschlagte Pferde rasten durch die Reihen, herabgeworfene Reiter stöhnten in ihrem Blute, Schreien erfüllte die Luft, der Sand spritzte auf und blieb in einer Wolke über den Häuptern hängen, die

Weiber hinter den Linien klatschten in die Hände und schrien:

„Haut, haut, haut sie tot!“

Das ging taktmäßig, wozu denn die Trommeln und Hörner die aufpeitschendste Musikbegleitung lieferten.

Die Sklaven schlichen mit neuen Waffen herbei, um sie an das Kriegsvolk zu verteilen, — die Ärmsten wurden bei ihrem Dienste zum Teil zertreten oder sonstwie kampflos hingemordet.

Wer von den Kriegern taumelte und die Art nicht mehr schwingen konnte, weil ihm die Schulter zerklüftet, der Arm zerschmettert war, den empfingen hinter den Streitenden die Frauen und machten ihm blutstillende Umschläge. Ach, da lag so mancher, der die Augen verdrehte und den letzten Seufzer tat.

Blau schimmernd hing der Mond am Himmel: die Sonne überkreuzte ein wolkenlos blaues Rund, immer noch war die Schlacht unentschieden, denn die Speckfreeterschen hatten ihren Feind unterschätzt; gar so schwach, wie sie dachten, waren auch die mit den kleinen Waffen nicht.

Die beiden Könige hatten sich längst gegenseitig erspäht und drangen durch das Gewühl aufeinander los, wurden aber stets wieder getrennt, bis jeder von ihnen schrie, daß man ihm Platz machen solle. Da stockte an dieser Stelle der Kampf, und es bildete sich ein Kreis um die Heerführer herum, die zornige Blicke wider einander sandten. Püsterkopp rief:

„Zeig her, ob du noch was anderes kannst als Schulden machen, du Mädschenräuber!“

Speckfreeter schrie dagegen:

„Du sollst sehen, elender Hund, wie ich meine Schulden bezahle!“

Er schleuderte die Art, aber Püsterkopp fing sie mit dem Schilde auf, um sogleich den Wurf zu erwidern, was ihm denn auch glückte: Speckfreeter wurde am Brustbein getroffen, seine massige Gestalt wankte erschüttert auf dem Pferde. Sofort ließ Püsterkopp dem ersten Wurf einen zweiten folgen, und das Beil dröhnte an Speckfreeters Schädel so gewaltig, daß es zersprang; Blut lief ihm über die Augen.

Nun war aber Speckfreeter von äußerster Wut gepackt, er riß eine Steinkeule vom Gürtel, sprengte auf Püsterkopp los, wir-

Kampf der Könige



belte die schwere Waffe hoch in die Luft und wetterte sie schräg herunter.

Da klappete König Wüsterkopps struppiges Haupt nach der linken Schulter hin, und der rote Strom schoß aus der klaffenden Wunde, sein Leib rutschte vom Rosse, und der Zweikampf war zu Ende.

Heilolo! Die Großschaberigen jauchzten, die Kleinschaberigen aber, die erst nach und nach erfuhren, was ihnen für ein Unheil geschehen war, erschrafen und wichen, es wurde eine tolle Jagd, die freilich bald in ein einfaches Gemetzel überging, denn Speckfreeters Reiter hatten den Gegner umzingelt, so daß er nicht seine Zuflucht im Ubenwalde suchen konnte.

Einer nach dem andern wurde niedergestochen, — da gab es keine Gnade und kein Erbarmen. Die feindlichen Weiber wurden zusammengetrieben und mit Schlägen ins Lager der Sieger gebracht. Heulend hockten sie da, ein jämmerliches Schicksal vor Augen, und es gab, das muß man sagen, großschaberige Frauen, die etwas Mitleid mit ihnen hatten und ihnen einen Labetrunk reichten. Im ganzen jedoch: es war nun eben ihr Schicksal, daß sie in die Anechenschaft gerieten; wäre die Schlacht umgekehrt verlaufen, so hätten die Frauen der Angreifer dasselbe auf sich nehmen müssen.

Schon wurden die triumphierenden Mannen des Schlachtens müde und dachten,

daß sie nun Feierabend von der blutigen Arbeit machen könnten, da lebte der Kampf unversehens wieder auf, denn ein Haufe von Rotköpfen faßte den Verzweiflungsmut, sich irgendwie durchzuschlagen. In der Tat glückte es ihnen beinahe, ein Loch in den sie umgebenden Menschenwall zu stoßen, und einer verstand es, an Speckfreeter heranzukommen, dessen Kräfte doch etwas erschöpft waren. Blitzschnell hieb dieser Tollkühne auf den König ein; zwei, drei Schläge wuchteten gegen ihn an und zerspalteten seinen Schild, und nun flog die Art auf und hätte sich in die Stirn des Königs eingefressen, wenn nicht Schnut vorsprang und hoch in der Luft mit wunderbarer Geschicklichkeit das heranschwirrende Geschloß am Stiel ergriff und festhielt. Er wurde zurückgeschleudert und prallte hart an Speckfreeters Pferd, so daß es sich aufbäumte und beim Niederfallen Schnut mit der Vorderhufe auf den Oberkopf trat. Lautlos sank er zusammen, aber die Art ließ er nicht los, und jeder brach in Jubel aus: Schnut war des Königs Lebensretter!

Von dem feindlichen Weilverfer blieb nur ein bißchen Grus und Mus übrig. Binnen kurzem war der letzte Befreiungsversuch der Kleinschaberigen gebändigt, wer von ihnen vorläufig am Leben bleiben wollte, der mußte sich die Ellenbogen zusammenschnüren lassen. Vielen Gefangenen wur-

den auch die Fußknöchel durchbohrt, damit sie das Weglaufen vergaßen.

Man legte Schnut auf eine Bahre, und der König erfuhr, daß der junge Lanzenwerfer während der Schlacht wahre Heldentaten verrichtet hatte. Von seinen Nefen Mar und Brecht hörte er das leider nicht; die beiden hatten sich stets weit zurückgehalten und nicht eine einzige Wunde aufzuweisen, taten aber natürlich beim Meth so groß, als wäre ihnen Hüsterkopps gesamte Niederlage zu verdanken.

In Schnuts Brust steckte nicht mehr viel Leben, und die Frauen meinten, es sei mit ihm zu Ende, aber am andern Morgen regte er sich wieder, und dann dauerte es nicht lange, so konnte er die Augen aufschlagen.

Der König trat öfters an sein Lager und hieß die weisen Weiber, die mit dem Troß waren, alle ihnen nur bekannten Beschwürungen anwenden, damit der wackere Burche nicht gleich von der Walstatt nach Walhalla geholt würde.

Sein Wunsch ging in Erfüllung. Schnut kam rasch wieder zu sich, war freilich sehr mitgenommen, denn es gab kein Glied an seinem Leibe, das nicht Beulen und Risse zeigte, wollte indessen unter keinen Umständen zurückbleiben, als die anderen weiter marschierten.

Da schenkte ihm Speckfreeter ein Pferd, indem er sagte:

„Mitter bist du von heute an sowieso, mein Junge, und du sollst sehen, daß ich dir dankbar sein werde, wenn wir nach Hause kommen. Wir müssen den Kram hier draußen nur erst erledigen. Los mit Luten und Blasen! Dieses Kleinschaberzeug soll rachekahl ausgerottet werden!“

Ganz so schlimm wurde es ja nun nicht, aber bis an die Spitze der Halbinsel hinein überzog Speckfreeters Heer die Fremdstämmigen, Hüsterkopps Verbündete, mit Mord und Brand; sie mußten ihm bedingungslose Unterwerfung schwören und Geißeln stellen.

Speckfreeters Rückkehr ins Heimatdorf vollzog sich unter einem Getöse von Heilolo-Rufen; aus dem Gemeindefönig war ein Landfönig geworden.

Die schöne Trud eilte ihrem Gemahl weit entgegen, hüpfte zu ihm aufs Roß, setzte sich rittlings vor ihm hin, bog den Kopf zurück und biß ihm vor lauter Liebe in die

dicken Backen, daß er blutete. Aber der Scherz behagte ihm, und er gab ihr einen Rippenstoß, sie heulte zwar auf, empfand aber, daß hier nur die innigste Zärtlichkeit waltete. Zwar hatte sie ihren Vater und ihre ganze Verwandtschaft in dem Kriege eingebüßt, doch was tat das? Sie gehörte dem stärksten Manne, und das erfüllte ihre Weibchenhaftigkeit mit Wonne.

Vor dem Bilde der Göttin wurde ein Dankdienst gefeiert. Fünfzig Gefangene erlitten stumpf ergeben den Pfertod, aus fünfzig springenden Aldern fing Herthasochter den Sprudel in ihrer Schale auf, um ihn der Herrin darzubringen. Raube Hymnen ertönten während der Zeremonie.

Das Volk kniete oder lag platt auf dem Boden, die Ritter umringten das Götterbildnis und beteten.

Schnuts Platz war gleich hinter dem König, hämisch sahen ihn Mar und Brecht, die als Prinzen mit in der ersten Reihe standen, über die Schulter an.

„Na“, meinte der eine zum andern, „wenn so 'n Löpferbengel schon mit in das Allerheiligste hinein darf, denn können das hier ja noch nette Zustände werden, was meinst da?“ „Ja“, entgegnete der andere, „Dankel ist viel zu gut. Wenn ein Dienstmann seine Pflicht tut und ihm in der Schlacht beisteht, was braucht er sich dafür lange zu bedanken? So einer bekommt seine Halskette umgehängt, und damit gut.“

Nein, damit ließ es der König nicht sein Bewenden haben, denn er verlieh seinem Lebensretter außer dem vollen Bernstein-schmuck, den sonst nur ältere und sehr verdiente Ritter trugen, auch beim Siegesmahle den besten Markknochen vom gebratenen Stier. Da ging ein Naumen durch die Reihen der Gäste, denn nun wußten sie, daß ihr Herr noch Großes mit Schnut vorhatte.

Der jedoch empfing alles Lob und allen Preis bescheiden und blieb so schlicht wie zuvor, rächte sich auch nicht für die heimtückischen Streiche, die ihm in mancherlei Gestalt von den Prinzen angetan wurden.

Mutter Fürböter schwamm in Seligkeit über ihn, und Lehrer Niffel nahm den letzten Krieg in seinen Geschichtsunterricht auf, um nicht rückständig zu sein und nur einseitig die Vergangenheit zu betrachten, und er behandelte Schnuts Tat als ein

besonders gutes Beispiel für Geistesgegenwart und Heldentum. So wurde aus dem Jüngling ein Rittersmann, der oft und viel in der Umgebung des Königs sein mußte.

Der Übermut.

Das war ein Leben im Dorfe! Jeder, der den König darum bat, bekam einen Sklaven aus der Schar der Gefangenen, konnte auch zwei oder drei bekommen, wenn er Lust dazu hatte und sie für seine Handtierung brauchte. Speckfreeter war freigebig mit den Kleinschaberigen, die ja doch nur aufgespart wurden, um bei festlichen Gelegenheiten als Opfer zu dienen.

Die roten Strubbelhaare waren ihnen freilich geschoren, aber sie erwiesen sich als fleißige Arbeiter, denn es lag ihnen natürlich daran, ihrem blutigen Schicksale zu entgehen, und so strengten sie ihre Kräfte an, damit sie ihren neuen Herren nützlich wurden. Sie mußten auf der Jagd das Wild in die Enge treiben, hatten für das Vieh zu sorgen, mahlen das Korn und trugen den Schmutz, der sich auf den Wegen anhäufte, in den See, und dabei waren sie mit ihren fast zarten Gliedmaßen anständig und flink. Wenn sie dann und wann einmal gehörig Prügel bekamen, zur Erinnerung an ihre Sklavenschaft, so durfte man mit ihrem Eifer und ihrer Geschicklichkeit zufrieden sein und konnte sich ruhig auf die Bärenhaut legen und zusehen, wie sie schafften.

Das war ein bequemes Dasein.

Überhaupt: es war ja gar nicht mehr so nötig, daß man tagelang in Dickicht und Schilf auf das zu erbeutende Getier lauerte, denn die besiegten Dörfer mußten schweren Tribut zahlen. Täglich trafen Lasten mit Fleisch und Brot von da draußen ein, und alle Hausväter hatten ihr Recht auf einen Teil davon. Das ging auch nach der Zahl der Familienmitglieder, und die Bögte paßten auf, daß keiner schwindelte. An Versuchen, bei den Angaben auf einmal eine dreiköpfige in eine sechsköpfige Familie zu verwandeln, fehlte es natürlich nicht. Ubelgenommen wurde die Flunkerei auch weiter nicht, sondern alle högten sich, wenn einer auf die Art mehr ergatterte, als ihm zukam; wurde er entdeckt, so zog ihm der Bogt höchstens ein

Paar Hiebe über den Rücken, damit war die Sache abgetan.

Ja, die Dörfer jenseits des Obenwaldes seufzten unter dem Drucke, der auf ihnen lag. Sie gerieten in Not und Elend, um ihren Siegern das Prassen und Schwelgen zu ermöglichen.

Ach, und wenn es noch dabei geblieben wäre, daß die Armsten schier mehr liefern mußten, als sie aufzubringen vermochten, aber die Großschaberigen übten auch noch einen schweren Gewissenszwang auf sie aus, denn es wurde ihnen verboten, Werkzeuge nach ihrem bisherigen Brauche zu fertigen, — die Messer mußten einen breiten Rücken haben, die Pfeile durften ebenfalls nicht so schmal sein, wie sie ehemals aus dem Steinkern herausgespalten wurden, und bei den Beilen war jeglicher Schliff strafbar.

Damit wurde den armen Kleinschaberigen das genommen, was zu ihrem ganzen Leben gehörte und worin sich ihr Wesen ausdrückte. Sie sollten sich auf fremde Art umstellen, und das gelang ihnen nicht. Die Stücke, die sie in großen Mengen für König Speckfreeter zu klopfen hatten, waren jämmerlich schief und krumm, hatten keinen Schwung, keine angenehme Biegung, die Dangelung wurde zackig und viel zu groß, so daß sie wie Bruch aussah, kurzum, wenn die Boten angstvoll genug, mit diesem Zeug ankamen, wurden sie erst einmal lahm gehauen, und dann mußten sie die mißglückten Waffen und Werkzeuge selbst in Splitter zertrümmern.

Wehklagend saßen nach ihrer Rückkehr Mann, Weib und Kind und mühten sich ab, um endlich das herzustellen, was ihre harten Fronen befriedigte.

Im Zeichen der kleinen Formen waren sie seit Urväterzeiten ein frohes und harmloses Volk gewesen, und jetzt litten sie an der Gewissensnot, die feinen Klinge, mit denen sie vorher aßen, zerbrechen zu müssen.

Und noch schlimmer! Ihre Tempel wurden verbrannt. Die Sieger duldeten es nicht, daß sie zu ihren alten Göttern beteten. „Dieser greuliche Götzendienst“, so lautete die Weisung des Hetha-Oberpriesters, „ist zu vertilgen, wo man ihn antrifft.“

Es wurden Stätten erbaut, in denen sie zu Hetha fliehen sollten, aber was war

ihnen die unbekannte Göttin? Sie konnten keine Zwiesprache mit ihr halten, wie sie es mit ihren Weisheitsklohen und Weisheitssteinen getan hatten, und was sie schließlich in den neuen Tempeln hermurmelten, weil die Priester ihnen auf den Mund sahen, das hatte für sie weder Sinn noch Bestand.

Heimlich in den Ecken ihrer Hütten bewahrten sie die Dinge, in denen ihre Götter saßen, sie mußten nur aufpassen, daß die Späher sie nicht fanden, sonst war ihr Leben verwirrt. Sogar ihr bisheriges Aussehen sollten sie verändern: die Haare mußten zurückgekämmt werden, aber ihr Schopf wehrte sich gegen die Vergewaltigung, wie das ganze Innere der durch ihre Niederlage zur Ohnmacht verurteilten Menschen.

Was hatten sie denn verbrochen, daß es ihnen jetzt so schlecht ging?

Fromm und einfältig waren sie treue Untertanen ihrer Fürsten gewesen, und als König Speckfreeter die schöne Trud zu seiner Gemahlin erhob, da herrschte bei ihnen lauter Jubel. Denn nun vermeinten sie den Frieden zwischen ihnen und den Großschaberigen für alle Zeiten gesichert. Und jetzt mußten sie dafür büßen, daß jener König den versprochenen Kaufpreis für die Braut nicht gezahlt hatte?

Wo war da Gerechtigkeit?

Ja, sie hätten nur an dem Geschichtsunterricht teilnehmen sollen, den Lehrer Niffel seinen Zöglingen in der Freiluftschule erteilte, dann hätten sie schon gehört, wie selbstverständlich alles war, was sich ereignet hatte, und worin ihre Schuld bestand. Denn Lehrer Niffel sagte mit erhobenen Zeigefinger:

„Buu! du laugst schon wieder an deinem großen Zeh! Kannst du die alte Unart nicht lassen? Ich werde mal mit deiner Mutter sprechen, daß sie dir den abschneidet. — Ja, also, wo waren wir denn vorige Stunde stehen geblieben? Richtig! Nun paßt auf: unsere liebe Göttin Hertha, die konnte es nicht länger mit ansehen, daß die da drüben so ohne Sitte und Weisheit in den Lag hinein lebten, und weil sie es gut mit allen Menschen meint, so schickte sie unsern Stamm gegen die Dörfer und machte uns zu ihren Herren, und damit beginnt für diese Leute erst ein menschenwürdiges Leben. Und ihr König, der alte Müsterkopp, wollte unsern guten König

Speckfreeter betrügen und überteuern, denn bei diesen schlechten Zeiten, wo die Kühe so wenig Kälber und die Pferde so wenig Fohlen werfen, war es gerade genug, was er zuerst für seine Tochter kriegte, es war eine unverschämte Herausforderung, noch mehr zu verlangen. Das tut man nicht, wenn man mit solcher feinen Familie, wie unser Königshaus, in Verwandtschaft gekommen ist. Er aber hat das nur als einen Vorwand zum Krieg gebraucht. Er war hinterlistig und heimtückisch gegen uns, die wir ein braver und offener Menschenschlag sind und uns nicht auf Ränke einlassen. Schon lange schielte König Müsterkopp nach unserm Dorf, und wenn wir ihm nicht zuvorgekommen wären, hätte er uns einfach überfallen. Aber wir haben einen Herrscher, der alle bösen Schliche durchschaut, er handelte fromm und der Göttin wohlgefällig, deshalb wurden ihm die Übeltäter in seine Macht gegeben. Drög, nun wiederhole mal, was ich gesagt habe.“

Der angerebete Junge zuckte zusammen und verbarg sich hinter seinem Vordermann, aber Niffel ließ nicht locker:

„Ich sehe dich doch, wenn du auch am liebsten ganz in Suurkiets Fell kröchest. Wiederhole mal! Wird es bald?“

Da fing Drög an zu stammern und zu stottern:

„Unser König, der ... überfiel den andern, weil er gerecht war und ... ihn nicht betrügen wollte ... und ...“

Niffel war schon bei ihm, hob ihn vom Baumstamm hoch, legte ihn übers Knie und bearbeitete ihn gehörig:

„Ich will dir deine Gerechtigkeit einbläuen! Schäm' dich, Flegel! Was aus dir noch werden soll, das weiß der liebe Himmel, du verrottest ja wohl bei lebendigem Leibe in lauter Dummheit!“

Die andern Schüler aber hatten ihren Lehrer richtig begriffen: König Müsterkopp und sein Volk trugen allein die Schuld, daß die Großschaberigen, die nichts als Eintracht auf der Welt wünschten, ins Feld ziehen mußten. Und wie Niffels Schar, so waren alle Dörfler davon überzeugt, daß König Speckfreeter die edelste Sache zu günstigem Ende geführt hatte, und die Kleinschaberer konnten froh sein, weil ihnen nun wahrer Glaube und rechte Lehre

beigebracht wurden. Dafür sollten sie ruhig ihre Abgaben herbeischleppen.

Und siehe da! Es wurde ein feierlicher Thing abgehalten.

Dort, nicht fern dem Herthatempel, wo die neununddreißig Steine in der Runde aufgerichtet waren.

Auf dem größten saß König Speckfreeter und laute an einer gebratenen Wildgans; die hatte ihm seine Hustrue mitgegeben, denn sonst langweilte er sich immer so bei diesen Versammlungen. Hinter ihm aber stand ein Page mit der Methkrufe, auf daß er nicht zu dürsten brauchte und die Gans besser herunterglitt. Auf den anderen Steinen, die minder hoch waren, hatten die Ältesten ihren Platz, Männer mit wallenden weißen Haaren und Bärten. Sie hielten ihre Arme auf der Brust verschränkt zum Zeichen, daß hier nicht gekämpft oder geschlagen werden durfte. Es trug auch keiner eine Waffe.

Herthastochter schritt im inneren Kreis herum und besprengte die Greise mit Weihwasser, auch der König mußte sich das gefallen lassen, aber er hielt seinen Braten vors Gesicht zum Schutz gegen die Tropfen. Diese Art von heller Flüssigkeit schätzte er nicht.

Dann verließ die Priesterin, nachdem sie noch eine Weile in sich versunken im Mittelpunkt des Things gestanden hatte, die Stätte, und es begann die Beratung der Ehrwürdigen.

Der König, der gerade die eine Keule im Munde hatte und deshalb nicht sprechen konnte, winkte mit der schon beinahe zum Gerippe abgeknabberten Gans und eröffnete damit die Sitzung, und Ratsherr Föhrenknast, der Oberälteste, stand von seinem Sitze auf und hub an zu reden:

„Meine hochachtbaren, ehrenweisen und höchst gestrengen Herren! Es ist nur ein einziger Beratungspunkt, weswegen ich heute an den Thingbalken von Haus zu Haus sandte, euch auf diese Weise hierher einladend. Aber dieser eine Punkt ist auch, wie ihr sehen werdet, von der größten Wichtigkeit und Bedeutung. Wir wissen ja, daß wir durch die Gerechtigkeit unserer Göttin und weil wir nur das Gute wollen, zu Glanz und Ehre gelangt sind, weithin ertönen die Lieder zu unserem Preise, und man rühmt die für uns so siegreiche Schlacht am Obenwalde als den

sichtbaren Beweis dafür, daß die Großschaberigen bestimmt sind, sich noch einmal über die ganze Erde auszudehnen. Ja, von unserm Wesen wird die Welt erfüllt werden und zu Licht und Freiheit kommen!“ Ein beifälliges Gemurmel rund herum. Der König zerkrachte zum Zeichen, daß ihm diese Rede aus der Seele gesprochen war, das eine Gänsehulterblatt mit den Zähnen.

Föhrenknast aber fuhr fort:

„Wir haben der Göttin die schuldigen Opfer dargebracht und die verruchten Kleinschaberigen in Zucht genommen. Ich meine jedoch, damit ist noch nicht alles vollendet. Denn wem verdanken wir schließlich den glücklichen Verlauf dieses Krieges? Meine hochgünstigen Thingbrüder: wem anders als unserm erhabenen Herrn und König!“ Abermals erhob sich das Gemurmel der Zustimmung noch lebhafter als vordem.

Speckfreeter blinzelte und leckte sich den Saft von den Lippen, um dann einen gehörigen Schluck zu nehmen.

„Darum, so meine ich“, sagte Föhrenknast weiter, — „und ich weiß euch alle mit mir einig, — daß es sich für uns ziemt, ein Zeugnis abzulegen für alle die Ehrfurcht und Liebe, mit der wir zum Throne unseres Herrschers aufblicken; ich stelle daher den Antrag, den König zu bitten, daß er fortan den Namen Speckfreeter der Große führt!“

Das ging nun dem Gefeierten doch so durch den Leib, daß er zusammenzuckte und für den Augenblick Essen und Trinken vergaß. Die Greise aber hatten sich erhoben und klatschten in die aus der Verschränkung befreiten Hände. Es gab nicht den geringsten Widerspruch, wenigstens keinen offenen. Etwas Andersgestimmte wollten sich schön hüten, sich zu äußern, und so wurde aus dem Antrag ein einhelliger Beschluß, den der König in aller Gnädigkeit billigte. Unter dem Vortritt Speckfreeters des Großen begaben sich die Wohlbedlenen zum Tempel, und Herthastochter, die schon vorher in die geplante Ehrung des Königs eingeweiht worden, verkündete, daß die Göttin ihren Segen dazu gebe.

Ein paar von den auf Vorrat gehaltenen Gefangenen wurden geschlachtet, und dann ging's zum Gelage in die Burg, wo der

König seinem verreicherten Namen wahrlich keine Schande machte.

„Heilolo! Speckfreeter der Große soll leben!“ — So erschallte es Tag und Nacht. Ja, Großschaberdorf, wie die Siedlung jetzt auf Geheiß des Königs hieß, war ein Platz, wo es Not und Armut nicht mehr gab, aber der allgemeine Wohlstand erzeugte eine Appigkeit, die weiter und weiter um sich griff, die Sitten lockerte und Trägheit zur Folge hatten.

Denn nicht nur Sklaven, sondern auch Sklavinnen wurden verteilt, und diese Weiber mit ihren Reizen siegten über die Sieger und nahmen eine von den Überwundenen freilich nicht als solche gefühlte Rache für die Unbilben, die dem männlichen Teile ihres Stammes angetan wurden.

Wie toll waren die Dorfbewohner auf die hübschen, zierlichen Mädchen. Sie vernachlässigten ihre eigenen Frauen und ließen sich von denen, die ihnen ja wehrlos zu willen sein mußten und es auch gern waren, die beste Kraft rauben. Denn wild waren die Rothhaarigen bei aller Schwächlichkeit der Glieder!

Sie entfalteten aus sich selber heraus eine Kunst der Zärtlichkeit, wie die Keuschheit und das langsam laufende Blut der Großschaberinnen sie niemals erfunden hätten.

Es war etwas anderes, Girrendes, Vermessenes, Freches in ihnen, das lockte zum Genießen und immer wieder zum Genießen derer, die geheult hatten, als sie hergetrieben wurden, um sich dann mit ungemainer Gewandtheit in ihre Lage einzuleben!

Die Hustruen und rechtmäßigen Gattinnen kämpften umsonst wider die schönen Feindinnen, die den Männern eine ganz neue, unerhörte Lust offenbarten.

Zank und Streit waren deshalb in den Hütten das Gewöhnliche.

Die Sklavinnen wurden von den eifersüchtigen Frauen geschunden. Aber was half's? Sie triumphierten ja doch! Das Lager der Ehefrauen blieb vereinsamt, aber das der Fremden ward kaum je leer, und die Fremde gebar Kinder, während sich die Rechtmäßige zur Unfruchtbarkeit verdammt sah. Die entnervten und entmarkteten Männer mochten keine Hand mehr rühren, sie wollten nur noch schwelgen,

und den Frauen wurde aufgebürdet, das tägliche Brot zu beschaffen.

Da taten sich die beleidigten Weiber zusammen und gingen vor den König, um ihm ihr Leid zu klagen, allein Speckfreeter der Große mußte ihnen nichts anderes zu raten, als daß sie die süßen Mädchen von jenseits das Obenwaldes an Glut und Liebeskünsten übertreffen sollten. Dann kamen die Männer schon von selbst wieder zu ihnen.

In ihrer Frauenehre durch eine solche Antwort erst recht gekränkt, wandten die Bittstellerinnen dem Throne den Rücken. Eine jedoch rief im Fortgehen:

„Solch ein Ratschlag war freilich eines Speckfreeters, der sich den Großen nennen läßt, nicht würdig!“

Da nahm der König einen Krug und warf ihn ihr an den Kopf, daß sie bewußtlos hinfiel und davon getragen werden mußte. Das war Speckfreeters Art, Majestätsbeleidigung zu sühnen.

Die Sitten kamen herunter. Musik, Tanz, Lustbarkeit, wohin man horchte und schaute.

Ein verworfenes Weib hielt in einem Dickicht Dirnen, die von Jünglingen besucht wurden. Ein paar Schlaue richteten Kneipen ein und lebten herrlich und in Freuden davon, daß sie nichts taten als für Fleisch und Brot, Werkzeuge und Felle Meth ausschütten.

Die Männer zogen es vor, bei ihnen zu hocken, anstatt daheim die Borwürfe ihrer Ehegesponsen zu vernehmen; des Würfelspiels wurden sie nicht müde, sie verloren die letzte Ruh, setzten ihre Gattin als Preis und zuletzt sich selber. Mancher verlor so seine Freiheit. Müßig und müßig ging es in dem siegreichen Dorfe her. Diebstahl und Raub, früher beinahe unbekannte Verbrechen, mußten täglich von den Bögen und vom Thing bestraft werden, sofern man den Täter ergriff, was nicht immer der Fall war, denn die Gewandtheit im Verwischen der Spur nahm mit der Gewissenlosigkeit zu. Die Luft über der Siedlung war dick und dumpf. Es schien den wenigen, die das Treiben nicht mitmachten, als ob die Sonne gar nicht mehr hindurchdringen könne.

(Fortsetzung der Erzählung im Novemberheft.)